

Alfred Klepsch

DIE WORTSCHATZBEZIEHUNGEN DES JIDDISCHEN UND DER FRÄNKISCHEN DIALEKTE IM LICHT DER KULTURGESCHICHTE

1. Einleitung

Im Folgenden wird über lexikalische Transferenzen aus dem Westjiddischen in den ostfränkischen Dialekt berichtet, die bei direkten Erhebungen zu den Mundarten im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken festgestellt wurden.

In den 1990er Jahren war der Verfasser des vorliegenden Beitrags Explorator für den Sprachatlas von Mittelfranken, eines Teilprojekts des Bayerischen Sprachatlas. Im Verlauf der Aufnahmegespräche fielen immer wieder Spontanbelege für mundartliche Lehnwörter aus dem Hebräischen, die in der allgemeinen deutschen Umgangssprache nicht vorkommen, so z. B. besonders häufig Bore „alte Kuh“ < hebr. para „Kuh“, Massik „böses Pferd“ < hebr. maziq „Dämon, Quälgeist“, Ischa „Geliebte“ < hebr. iša „Frau“. In der Nähe des Marktfleckens Schopfloch (vgl. Abschnitt 6) stieg die Zahl der Hebraismen in den Landmundarten exponentiell an und erreichte in diesem ehemaligen „Judendorf“ eine Zahl von über 500.

Auf Grund dieser Erfahrungen wurde ein Projekt konzipiert, das parallel zu den Aufnahmen zur Grundmundart anhand von zwei unterschiedlich umfangreichen Fragenkatalogen den jiddischen Lehnwortschatz in den gesprochenen Varietäten Mittelfrankens erhob. Untersucht wurden folgende Varietäten:

1. Die ländlichen Basismundarten. Hierzu wurden mit dem kurzen Fragebogen 86 Gewährspersonen befragt, die zugleich auch an der Grundmundart-Erhebung teilnahmen. Weitere vier Gewährspersonen für die Grundmundart, die in der Nähe von Schopfloch lebten, wurden anhand des ausführlichen Katalogs befragt.
2. Die Umgangssprache des Nürnberger Ballungsraums. Hierzu wurden mit dem kurzen Fragebogen 14 Gewährsleute aus Nürnberg und Fürth befragt, davon vier aus der älteren und zehn aus jüngeren Generationen.

3. Die Sondersprache „Lachoudisch“ in Schopfloch. Hierzu wurden mit dem ausführlichen Fragebogen zwölf Personen befragt, davon sieben aus der älteren und fünf aus jüngeren Generationen.
4. Die Sondersprache „Jenisch“ in Schillingsfürst. Hierüber gibt es eine Erlanger Dissertation aus der Mitte des 20. Jahrhunderts,¹ die 1996 durch eine Nacherhebung im Rahmen einer Erlanger Examensarbeit² fortgeschrieben wurde (vgl. Abschnitt 4).
5. Die regionale Viehhändlersprache. Hierzu entstanden anhand des ausführlichen Katalogs vier Aufnahmen (vgl. Abschnitt 5).
6. Das Restjiddische oder „Jüdischdeutsche“ (vgl. Abschnitt 3). Hierzu konnten noch zwei in Mittelfranken aufgewachsene Angehörige der jüdischen Bevölkerungsgruppe befragt werden. Dies geschah im einen Fall mit dem ausführlichen Katalog, im anderen mit einem eigens für das Jüdischdeutsche zusammengestellten Questionnaire, das jedoch nur einmal zum Einsatz kam.

Die komplizierte Gemengelage dieser regionalen Varietäten ist historisch bedingt und findet sich in ähnlicher Weise im ganzen deutschen Sprachraum wieder.

In den folgenden Abschnitten soll die Geschichte dieser Varietäten kurz skizziert werden.

2. Das Jiddische

Die Entstehung des Jiddischen liegt im Dunkeln. Es differenzierte sich wahrscheinlich im Verlauf des Hochmittelalters aus dem koterritorialen Deutschen heraus, indem immer mehr lexikalische Elemente aus dem Hebräischen und Aramäischen in die Alltagssprache der Juden integriert wurden.

Das Hebräische der deutschen Juden war lautlich vom Deutschen beeinflusst: Betonung der Paenultima anstatt der Ultima, infolge dessen Endsilbenschwächung, Hebung und Diphthongierung von betonten Langvokalen, Kürzung unbetonter Langvokale, gebietsweise Binnenhochdeutsche Konsonantenschwächung. Man nennt diese Varietät Aschkenasisch, sie wurde überall im jiddischen Sprachgebiet bei Gebet und Liturgie ver-

¹ Knaus (1955) und Nierhaus-Knaus (1973).

² Fuchs (1996).

wendet. Fast alle Hebraismen des Jiddischen sind durch die aschkenasische Aussprache geprägt.

Im Verlauf des Spätmittelalters entstand eine jiddische Schriftsprache, die mit hebräischen Lettern geschrieben wurde und die für die Lexik der nichtsemitischen Komponente andere orthographische Normen entwickelte als für die Wörter hebräischer oder aramäischer Herkunft. Hebräische Wörter wurden unvokalisiert geschrieben, die Markierung der Vokale für die Wörter der deutschen Komponente ist in der Frühzeit so inkonsequent, dass eine dialektologische Interpretation kaum möglich ist.³

Somit bleibt der Ort der Entstehung des Jiddischen strittig. Weinreich vermutet ihn am Rhein,⁴ Katz sucht das deutsch-dialektale Vorbild im Ostmitteldeutschen oder Bairischen⁵ und Eggers (1998), S. 81ff., legt sich auf das Bairische fest, wobei er aber im Wesentlichen das Ostjiddische im Blick hat. Mangels aussagekräftiger zeitgenössischer Quellen kann nur von einem späteren Stand, etwa ab der zweiten Hälfte des 18. Jhs. zurückgeschlossen werden. Zu dieser Zeit war das Jiddische bereits in eine Dialektlandschaft aufgegliedert, deren einzelne Mundarten einerseits Merkmale aufweisen, die sie mit deutschen Mundarten gemeinsam haben, andererseits auch solche, die nur im Jiddischen vorkommen.

Am wichtigsten ist die Unterscheidung zwischen Westjiddisch und Ostjiddisch. Im Spätmittelalter siedelten sich Juden in Polen, Russland und im Baltikum an, die bereits eine Form des Jiddischen mitbrachten, also in der Mehrzahl wohl aus Deutschland stammten. Sie behielten diese Sprache für die alltägliche Kommunikation bei, erlernten aber auch die slawischen und baltischen Sprachen ihrer Nachbarn. Auf der lexikalischen Ebene ist daher der Hauptunterschied zwischen West- und Ostjiddisch die Existenz zahlreicher slawischer Lehnwörter im Ostjiddischen.

Auf der lautlichen Ebene ist ein gemeinsames Merkmal aller westjiddischen Dialekte die Monophthongierung von mhd. *ei* zu einem langen [a:]. Diese Entsprechungsregel gilt im Bereich der hochdeutschen Mundarten im Rheinfränkischen und im Ostfränkischen.

Das Westjiddische gliedert sich, abgesehen von einigen Übergangsräumen zum Ostjiddischen, in drei Subdialekte, die definiert werden durch die unterschiedlich konsequent durchgeführte Zweite Lautverschiebung, ähnlich den koterritorialen hochdeutschen Mundarten.

³ Vgl. Timm (1987), S. 202 und 434f. sowie Katz (1986), S. 25.

⁴ Weinreich (1980), S. 733.

⁵ Vgl. Eggers (1998), S. 67.

Das Untersuchungsgebiet Mittelfranken liegt im Geltungsbereich des Südwestjiddischen, in dem bezüglich der germanischen Verschlusslaute ein oberdeutscher Lautstand herrscht. Darüber hinaus unterliegen im Südwestjiddischen die Verschlusslaute der Binnenhochdeutschen Konsonantenschwächung. Mhd. *ie*, *üe* und *uo* werden hingegen monophthongiert wie im Mitteldeutschen. Quellen aus dem 19. Jh.⁶ belegen, dass mhd. *i* nicht zu [au], sondern zu [ou] diphthongiert war und dass germanisch *s* vor Konsonanten auch im Wortinlaut zu [š] schibilliert war, beides Merkmale, die an das rezente Schwäbische anklingen. Bairische Merkmale, die nicht auch in anderen hochdeutschen Dialekten auftreten, sind im Westjiddischen nicht anzutreffen. Sie kommen aber im Ostjiddischen, insbesondere im Ostjiddischen Polens vor.⁷

Westjiddisch blieb stets unter dem Dach der sich entwickelnden deutschen Standardsprache und wurde schließlich von ihr absorbiert. Im 18. Jh. verebte die literarische Produktion des Westjiddischen. Am Ende steht eine Reihe von Dramen, die teils das gesprochene Westjiddische als Charakteristikum negativer Figuren geißeln,⁸ teils, wie die Mundartkomödien, den Dialekt für humoristische Effekte nutzt.

Zur letzteren Gruppe ist eine der wichtigsten Quellen für das gesprochene Südwestjiddische die sog. „Fürther Megille“ von 1828.⁹ Die Sprache ist nahezu durchgängig ein dialektales Westjiddisch, das die gleichen Merkmale aufweist, wie die etwa gleichzeitig herausgekommenen antimitischen Schriften des „Itzig Feitel Stern“,¹⁰ einer zweiten Quelle für das gesprochene Südwestjiddische, deren anonymen Verfasser mit hoher Wahrscheinlichkeit in Markt Erlbach, ca. 30 km nordwestlich von Fürth lebte.¹¹

Dank dieser beiden literarischen Quellen lässt sich der letzte Abschnitt der jiddischen Sprachgeschichte in Franken recht gut rekonstruieren.

3. Das Jüdischdeutsche

Ab der Mitte des 19. Jhs. begann Westjiddisch auch als gesprochene Sprache auszusterben. Dies war eine Folge der Judenemanzipation, die z. B. in Bayern 1850 alle Niederlassungs- und Berufsbeschränkungen für

⁶ Vgl. Stern (1938) sowie Tendler (1998), S. 25, Artikel 8.

⁷ Eggers (1998), S. 232.

⁸ Halber-Wolfssohn (1995).

⁹ Herz (1828).

¹⁰ Stern (1938), vgl. Beranek (1961).

¹¹ Klepsch (2004), S. 35.

Juden beseitigte. Um 1850 war die einzige größere städtische jüdische Gemeinde im Untersuchungsgebiet Fürth, das „Fränkische Jerusalem“ mit 2.650 Personen.¹² Ansonsten lebten die Juden auf dem Lande, in kleinen Gemeinden mit geringer Basis für materiellen Wohlstand. Die meisten Familienväter betätigten sich als Kleinhändler und Hausierer, der fast ausschließlich von Juden betriebene Viehhandel dürfte einer der lukrativsten Erwerbszweige gewesen sein.

Infolge der Emanzipation setzte eine rapide Landflucht der Juden ein. Bereits um 1900 übertraf die jüdische Bevölkerungszahl Nürnbergs diejenige von Fürth, im Jahr 1925 lebten 81 % der Juden Mittelfrankens entweder in Nürnberg oder in Fürth.¹³ Auf dem Land waren ganze Gemeinden, die über Synagoge, Friedhof und jüdische Elementarschule verfügt hatten, ausgestorben. In den Städten erfolgte eine kulturelle Assimilation der Juden, insbesondere ein rascher Übergang vom Westjiddischen zur oberdeutschen Umgangssprache. Zwischenstufen sind anhand von zwei Quellen zu beobachten, für die Sprache der Fürther Juden die Gedichte von A. Nathan (1905), für das Landjudentum die Wortliste von S. Lowenstein aus dem mittelfränkischen Ort Markt Berolzheim.¹⁴

Das Ergebnis der Assimilation war eine Sprache, die sich nur durch den Gebrauch von Hebraismen innerhalb der religiösen Domäne von der der Christen unterschied. Der religionsspezifische Wortschatz unterlag in der Lautung einem Wandel hin zu einer für den ganzen aschkenasischen Raum gültigen Konvention,¹⁵ während die Zahl der im Alltag gebräuchlichen Hebraismen stark zurückging. Wörter wie Pleite, Schlamassel, mies wurden nun aber auch Bestandteil der Umgangssprache von Nichtjuden und sind heute noch in der überregionalen deutschen Umgangssprache zu hören und zu lesen. Regionale Unterschiede gibt es nur noch selten. So gehört Bohei, Buhei „Aufhebens“ < hebr. be he „mit überflüssigen Worten“¹⁶ eher der (nord)deutschen, Ezes „Tipps“ < hebr. etzoth „Ratschläge“ eher der österreichischen Umgangssprache an.

Dieses „Rest-Westjiddisch“ wird im vorliegenden Text mit MATRAS¹⁷ als „Jüdischdeutsch“ bezeichnet, im Gegensatz zu älterem Gebrauch dieses Ausdrucks, mit dem früher das Jiddische im deutschen Sprachraum gemeint war. Im Untersuchungsgebiet wird neben den erwähnten schrift-

¹² Vgl. Endres (1978).

¹³ Ortschaften-Verzeichnis für den Freistaat Bayern (1928).

¹⁴ Lowenstein (1973–1975).

¹⁵ Vgl. Burkhard (1969).

¹⁶ Weinberg (1973), S. 51 und 66.

¹⁷ Matras (1996), S. 48.

lichen Quellen aus Mittelfranken das Jüdischdeutsche durch die eingangs erwähnten beiden Erhebungen mit Sprechern dieser Varietät dokumentiert.

4. Das Rotwelsche

Oftmals wurden Rotwelsch und Jiddisch in der Vergangenheit in einen Topf geworfen. Dies geschah insbesondere mit denjenigen Varietäten des Jiddischen, die auch von Christen gesprochen wurden. Im Untersuchungsgebiet sind dies die Viehhändlersprache, die Beranek in seinem viel beachteten Aufsatz über das Jiddische in Franken als „Viehhändlerrotwelsch“ bezeichnet¹⁸ und das Schopflocher Lachoudische, das von Arnold (1962) im Rahmen einer rassehygienischen Untersuchung zu fränkischen Rotwelsch-Inseln erwähnt wird. Auch das populäre Wörterbuch von Philipp (1983) über das Schopflocher Lachoudische enthält zahlreiche Einträge, die offenbar aus der Dissertation von Knaus über das Schillingsfürster Jenische übernommen wurden.¹⁹ Diese Lemmata wurden von allen für die Direktbefragung herangezogenen Gewährspersonen abgelehnt.

Es ist eine heikle Frage, in welchem Maße Rotwelsch und Jiddisch Übereinstimmungen zeigen. In der Vergangenheit wurden diese Übereinstimmungen, die lediglich auf dem Gebiet der Lexik bestehen, m. M. nach aus ideologischen Gründen überbetont.

Das Rotwelsche entstand im Hochmittelalter infolge der Entstehung einer neuen Sozialklasse, nämlich des „Fahrenden Volks“. Dieser Schicht von unbehausten Bettlern, Schaustellern, Prostituierten und Kriminellen gehörten anfangs christlich-deutsche Asoziale, aus der Bahn geworfene Menschen verschiedener Stände an, sie wurde bereichert durch Ausländer gleichen Schicksals und auch durch aus dem sozialen Kontext ihrer Gemeinden und Ghettos ausgebrochene Juden. Hinzu kamen am Ende des Dreißigjährigen Krieges Deserteure aus den Armeen der Kombattantanten und schließlich auch Sinti und Roma, die aus der Organisation ihrer Stämme und Sippen herausgegangen waren oder herausgestoßen worden waren.

Mit dem Exonym Rotwelsch wird eine Gruppe von anderssprachlichen Varietäten auf Basis des Deutschen bezeichnet. Der Sprachname ist be-

¹⁸ Beranek (1961), S. 272.

¹⁹ Vgl. Klepsch (2004), S. 22.

reits zu einem sehr frühen Zeitpunkt belegt, nämlich in der Handschrift des Heidelberger Passionalis aus der ersten Hälfte des 14. Jhs. als rot walsch.²⁰ Die ursprünglich niederländische Prägung war zunächst ein Appellativum, bestehend aus den Elementen rot „faul, schmutzig“ und walsch „unverständliche romanische Sprache“. Im oberdeutschen Raum wurde das Kompositum dann im Sinn von „betrügerische Rede“ verwendet und geht im 15. Jahrhundert zum Proprium der Gaunersprache über.

Der erste Beleg für das Endonym Jenisch stammt aus dem Text „Wiener Kellnersprache“ von 1714.²¹ Wolf (1956), Spalte 2346 führt das Wort auf zigeunersprachlich *džan* „wissen“ zurück, das zunächst als Adjektiv „klug, gescheit“ ins Rotwelsche integriert wurde. Dieser Deutung schließt sich auch Seebold²² an.

Das Rotwelsche ist im Wesentlichen ein Sonderwortschatz, die Struktur entspricht dem Deutschen. Die Lexik setzt sich zum größten Teil aus willkürlichen, verfremdenden Wortbildungen aus deutschen Morphemen zusammen, wie z. B. Sitzling für „Stuhl“ oder Lackenpatschel für „Ente“, enthält aber auch Lehnwörter aus romanischen Sprachen, z. B. Patriner „Vater“, aus dem Jiddischen, z. B. Bossert „Fleisch“ < hebr. *basar* „Fleisch“ und aus der Zigeunersprache, z. B. Zaster „Geld“ < zig. *saster* „Eisen“.

Die einzige rotwelsche Sprachinsel in Mittelfranken ist das Ergebnis einer „Peuplierungsmaßnahme“. Der Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, aus katholischem Hause, jedoch Herrscher über einen vorwiegend von Protestanten bewohnten Duodezstaat, beabsichtigte in der Mitte des 18. Jhs. seine Residenz mit Katholiken zu bevölkern. Er ließ 1757 im süddeutschen Raum und auch im Ausland ein Flugblatt verbreiten, das katholischen Handwerkern, die sich in Schillingsfürst niederließen, Vergünstigungen versprach.

Da sich jedoch nur wenige zünftige Handwerker meldeten und diese auch nach einiger Zeit wieder abwanderten, weil sie in dem kleinen Territorium keine Absatzmöglichkeiten fanden, erfolgte ein zweiter Aufruf, der nur noch das Kriterium „katholisch“ forderte. Es kamen nun Angehörige des Fahrenen Volks, in der Mehrzahl wandernde Maurer, die den Ort Frankenheim, das sog. „Schwarze Viertel“ Schillingsfürsts, erbauten. Sie brachten ihre Geheimsprache, das Rotwelsche, mit und ihre Nachfahren verwendeten sie bis ins ausgehende 20. Jh. Das Jenische Schillingsfürsts

²⁰ Lühr 1996, S. 17.

²¹ Kluge 1901, S. 176, Quelle LXVII.

²² Kluge/Seebold (1989), S. 340.

wurde zuerst durch die Erlanger Germanistin E. Knaus (1955) beschrieben, aus der Wolf einige Lemmata für sein Rotwelsches Wörterbuch übernahm. Fortgeschrieben wurde diese Arbeit 1996 durch S. Fuchs.

Um Schillingsfürst legt sich eine kleine Kontaktzone von etwa 10 km Radius, innerhalb derer einige jensische Wörter auch von der alteingesessenen Landbevölkerung verwendet und als Bestandteil ihrer Mundart angesehen werden, z. B. Tschai „Frau“ < zigeunersprachlich tsai „Mädchen“.

5. Die Viehhändlersprache

Eine berufständische Varietät des Jiddischen, die auch von Christen gesprochen wurde, ist die (Vieh)händlersprache. Über den Zeitpunkt und den Ort ihrer Entstehung gibt es keine Informationen.

Die ältesten Quellen sind Texte und Glossare aus dem frühen 18. Jh. Es handelt sich dabei um sog. „Enthüllungsschriften“ zur Erlernung durch den nichtjüdischen Leser, der somit in die Lage versetzt werden sollte, unseriöse Absprachen unter seinen jüdischen Geschäftspartnern zu bemerken. Der zu Beginn nur latente Antisemitismus steigert sich im Verlauf des 19. Jhs. Auch „Itzig Feitel Sterns Schriften“ gehören zu dieser Gattung.

Die Viehhändlersprache war, wie das Rotwelsche, ein künstlich geschaffener Sonderwortschatz. Die in religiösen Kontexten tradierten Hebraismen wurden willkürlich semantisch verändert, des Weiteren gab es Wortneubildungen auf Basis hebräischer Elemente und anhand hebräischer oder deutscher Wortbildungsmittel und -regeln.

Als Beispiel für die semantischen Veränderungen sei hier das Wort *Massik* angeführt, dessen hebräisches Etymon *maziq* lautet und in der Quellsprache „Dämon, böser Geist“ bedeutet. In der Viehhändlersprache wird das Wort jedoch für böartige Pferde, die zum Ausschlagen und Beißen neigen gebraucht. Das Wort wurde, wohl durch den Kontakt zu den Viehhändlern in letzterer Bedeutung auch in die Mundarten Frankens integriert und dort auch übertragen für „Lausbube“ verwendet.

Den Bereich der Wortbildung soll das Beispiel *Doufler* illustrieren. Dieses substantivische Simplex wird in der Viehhändlersprache für „Vater“ gebraucht, dazu gibt es ein Adjektiv *doufel*, das „alt“ bedeutet. Bei den Erhebungen wurde *doufel* aber auch mit der Bedeutung „katholisch“ zu Protokoll gegeben. Für „Katholik“ wurde die Konstruktion „*Doufle-mu-ne*“ genannt.

Dies geht zurück auf eine jiddische Wortbildung aus den hebräischen Elementen taphal „belügen“ und 'emuna „Treue, Wahrhaftigkeit“, woraus sich „Lügenglaube“ ergibt.

Hierzu wurde für die protestantische Konfession nach ähnlichem Muster aus hebr. chadasch „neu“ und 'emuna Chaddeschemune „Neuer Glaube“ gebildet. Während das Adjektiv chadasch im Jiddischen als chodesch oder chidesch verwendet wird, ist taphal nicht gebräuchlich. Somit war Doufle-mune bald nicht mehr motiviert, das Element doufel wurde nun als das Antonym „alt“ zu chodesch „neu“ interpretiert und wurde in der Folge Basis neuer Wortbildungen.

Insbesondere zeichnete sich die Viehhändlersprache aber durch ein eigenes Zahlensystem aus, das weder im Hebräischen noch im Jiddischen verwendet wird. Es beruht auf den Namen der hebräischen Buchstaben, die seit dem Altertum auch als Zahlzeichen gebraucht wurden, vor allem zur Paginierung von Büchern.

Innerhalb der Viehhändlersprache deutet sich aufgrund schriftlicher Quellen aus dem 19. Jahrhundert und mündlicher Belege aus dem 20. Jh.²³ eine Aufspaltung in eine von Juden und eine von Christen gesprochene Varietät an. Letztere zeichnet sich durch die Lautung [kh] statt [x] für wortanlautendes hebräisches Cheth an, so dass „Protestant“ in der jüdischen Varietät Chaddeschemune, in der christlichen Kaddeschemune lautet.

Das Endonym der Viehhändlersprache lautete ursprünglich Loschen kodesch < hebr. leschon hakódesch „die heilige Sprache“. Damit werden im Jiddischen die antiken Sprachen Hebräisch und Aramäisch bezeichnet, in denen die heiligen Schriften Bibel und Talmud tradiert sind. Die Viehhändlersprache hat einen im Vergleich zum Jiddischen höheren Anteil von Lehnwörtern aus diesen Sprachen, daher die Übertragung. Rezent ist eine Unzahl von Verballhornungen dieser Bezeichnung als Endonyme der Viehhändlersprache belegt, so z. B.

Loschenkaudesch aus Nordwestdeutschland : Weinberg (1973), S. 169.

Lekoudesch aus Rexingen bei Horb: Matras (1989).

Lotekhülisch aus Rapp nau in Nordbaden: Meisinger (1902), S. 122.

Lekouderisch aus Ichenhausen bei Ulm: König (1996), S. 182.

Lorischgorisch mündlich aus Röd las bei Erlangen.

Islekoudisch aus Welbhausen bei Uffenheim: Kilian (1995), S. 11.

Lachoudisch aus Schopfloch.

²³ Vgl. Matras 1996, S. 55f.

6. Das Lachoudische Schopflochs

Die Marktgemeinde Schopfloch bildet eine Ausnahme unter den „Juden-dörfern“ Frankens. Die Christen im Dorf waren keine begüterten Bauern, sondern besaßen im Regelfall nur sehr kleine Hofstellen, die allein den Lebensunterhalt nicht sicherten. So verlegten sich viele Schopflocher auf saisonale Nebentätigkeiten. Männer und Frauen arbeiteten im Winter als Hausierer, handelten mit Agrarprodukten oder mit Vieh.

Sie teilten damit die Lebensweise der Juden im Dorf, die zu Beginn des 19. Jhs. mit 332 Personen etwa ein Viertel der Dorfbevölkerung ausmachten.²⁴ Es entstanden dadurch intensivere Kontakte zwischen Juden und Christen als andernorts.

Eine große Zahl Schopflocher Männer ging auch, wie die Schillingsfürster Jenischsprecher, dem Maurerhandwerk nach. Sie bedienten sich, wie die Schopflocher Händler und Hausierer, der Viehhändlersprache, wobei sie mit den Jenischsprechern Kontakt hatten und eine Anzahl rotwelscher Wörter in ihr geheimsprachliches Repertoire aufnahmen. Somit waren vier Subvarietäten des Lachoudischen entstanden: Die Händlersprache der Juden, die Händlersprache der Christen, die Geheimsprache der Maurer und das rudimentäre Lachoudische, das der Rest der Dorfbevölkerung sprach und dessen Lexikon deutlich schmaler ist.

Im Jahr 1994 führte der Verfasser des vorliegenden Beitrags eine Befragung zur Basismundart von Schopfloch durch. Es war zu diesem Zeitpunkt zwar bekannt, dass in Schopfloch eine „Geheimsprache“ namens „Lachoudisch“ gesprochen wird oder wurde: Es gab ein laienhaftes Wörterbuch des Schopflocher Lehrers K. Philipp (1983) und der Schopflocher Bürgermeister H. R. Hofmann veranstaltete regelmäßig sprachpflegerische Kurse und einen „Lachoudisch-Stammtisch“.

Was aber nicht bekannt war, war der außerordentlich große Umfang der lachoudischen Sonderlexik und vor allem die Subvarietäten, in die die lokale Sondersprache gegliedert ist. Jede der in der Folge befragten, meist älteren Gewährspersonen, verfügte über ein größeres oder kleineres individuelles Repertoire aus jiddisch-hebräischen und rotwelschen Elementen in unterschiedlichem Mengenverhältnis. Hierbei spielte eindeutig die Berufsgruppe und die Lebensgeschichte der Gewährsleute eine Rolle. Metzger und Viehhändler kannten fast nur Hebraismen, das größte rotwelsche Repertoire wies die Sprache eines Gewährsmanns auf, der als wandernder Maurer gearbeitet hatte.

²⁴ Vgl. Philipp (1980 und 1983).

Das Westjiddische war auch in Schopfloch schon seit längerer Zeit ausgestorben. Die meisten Juden wanderten zwischen 1850 und 1930 ab, 1933 lebten nur noch 37 Personen israelitischen Glaubens in Schopfloch. Von ihnen fielen 24 der nationalsozialistischen Ausrottungspolitik zum Opfer.

Ein jüdischer Gewährsmann, der in Schopfloch aufgewachsen war und seit dem Zweiten Weltkrieg in Amerika lebte, konnte sich noch an die Sprache seiner Eltern erinnern, die er Mammeluschen nannte.

Dabei handelte es sich um ein Jüdischdeutsch, das in ähnlicher Form auch durch einen jüdischen Gewährsmann aus dem Dorf Georgensgmünd südlich von Nürnberg zu Protokoll gegeben wurde. Mit Lachoudisch hatte dieses Idiom wenig gemein und wies viel weniger Hebraismen auf.

7. Landmundarten und Schopflocher Umland

Die Grundmundarten in Mittelfranken gehören drei verschiedenen oberdeutschen Dialektgruppen an. Im äußersten Südwesten befindet sich ein kleines Areal des Alemannischen, das sich gegen die anderen Mundarten durch die Isoglosse der Verdampfung von gedehntem mhd. a abgrenzt. Während hier nhd. Rad [ra:d] lautet, wird dieses Wort im restlichen USG als [ro:d] gesprochen. In diesem Gebiet liegt z. B. Mönchsroth.

Nördlich schließt sich das Gebiet ostfränkischer Mundarten an. Diese sind in sich nicht homogen und weisen im Süden und Westen deutliche Interferenzen mit dem Alemannischen auf. Neben lexikalischen Elementen betrifft dies insbesondere die Schibillierung von mhd. -st- im In- und Auslaut, z. B. [du bišd] du bist, die Erhaltung von mhd. uo als fallender Diphthong, z. B. [khua] Kuh und die Vokalisierung von auslautendem, unbetonten -en, z. B. [halde] halten oder [hoage] Haken. In diesem Gebiet liegt z. B. Schopfloch.

Östlich einer Linie, die in Nord-Süd-Richtung etwa 10 km westlich von Fürth durch das ganze USG verläuft, wird ein ostfränkisch-nordbairischer Übergangsdialekt gesprochen, der einerseits die nordbairischen „gestürzten“ Diphthonge [ei] und [ou] aus mhd. uo und ie enthält, andererseits aber die ostfränkische Monophthongierung von mhd. ei zu [a:]. Die Wörter lieb, gut und breit lauten hier [leib], [goud] und [bra:d].

In alle ländlichen Mundarten sind ausweislich der Mundartwörterbücher aus kleinen Landstädten und eigener, direkter Erhebungen in Weilern und Dörfern auch eine große Zahl von Hebraismen integriert, die zum großen Teil als alte Elemente der Ortsmundarten, nicht als Fremdwörter, empfunden werden.

Hierbei ist zu unterscheiden zwischen universell verbreiteten Wörtern wie kouscher „sauber, unverdächtig“, verstreut und ohne fest umrissenes Areal auftretenden Jiddismen, z. B. Ischa „Frau, Geliebte“ und solchen, deren Verbreitungsgebiet durch eine klare Isoglosse abgegrenzt werden kann, wie z. B. letz „frech, böse“.²⁵ Bei den beiden letzteren Gruppen ist zu beobachten, dass die Zahl und Dichte der Belege nach Südwesten hin zunimmt.

In der Nähe von Schopfloch ist dieser Anstieg exponentiell. Man kann hier von einem „Kontaktthof“ des Lachoudischen sprechen, in dem ein gutes Drittel der anderssprachlichen Lexik Schopflochs auch zum Inventar der Mundarten gehört. Belegt ist dies v. a. durch die Erhebungen mit dem ausführlichen Fragebuch (vgl. Abschnitt 1) in den Orten Lotterhof und Mönchsroth.

Eine zweite, weit weniger markante Kontaktzone umgibt Schillingsfürst. In der Stadt Rothenburg und in den Orten Diebach, Oberöstheim und v. a. Morlitzwinden konnten einige Elemente des Jenischen nachgewiesen werden, die ansonsten außerhalb Schillingsfürsts nicht geläufig sind.

Im Folgenden werden an zwei Fallbeispielen unterschiedliche Typen der Integration hebräischer Lehnwörter in die Mundart mit Hilfe von Karten besprochen. Eingetragen sind auf den Karten ausschließlich Belege, die von Sprechern der Grundmundart stammen. Die Belege für das Lachoudische, die Viehhändlersprache, das Jenische und das Jüdisch-deutsche wurden nicht berücksichtigt, da es hier nur um die Integration der betroffenen Wörter in die Mundart geht.

8. Bärches

Das Wort bezeichnet eine große Mohnsemmel in Zopfform. Die Gebäckart ist aktuell weit verbreitet und trägt motivierte Benennungen wie Hefezopf mit Mohn oder Mohnzopf, es gibt aber auch regionale, teil- bis untransparente Bezeichnungen wie Mohnstriezel (Wien) oder Fleßerl (Burgenland). Verstreut ist hierfür mundartlich aber auch Barches, Bärches oder Berches belegt.

Dialektlexikographen aus dem hochdeutschen Raum führen diese vielfach an, wie das Bayerische Wörterbuch,²⁶ König für Bayerisch Schwa-

²⁵ Die Etymologie ist unsicher. Das Wort könnte von hebr. letz „Spötter“ herzuleiten sein, könnte aber auch germanischer Herkunft sein.

²⁶ Bayerisches Wörterbuch, Heft 7, Spalte 1145.

ben,²⁷ Werner (1964), S. 257, für Bayerisch Franken und in Mittelfranken Maas (1978), S. 73, für Nürnberg, Berthold (1975), S. 17, für Fürth, Schubarth (1973), S. 17, für Rothenburg.

Stets wird zu diesen Einträgen angemerkt, dass es sich bei Wort und Sache um etwas spezifisch Jüdisches handelt, so z. B. das Bayerische Wörterbuch: „(jüdisches) Weißbrot in Zopfform“, Werner: „Judengebäck [...]“, Maas: „Aus dem Judendeutsch in die Mundart eingedrungen. Nicht mehr häufig“.

In lexikologischen und wortgeographischen Darstellungen zum Westjiddischen fehlt Bärches ebenfalls selten. Beranek (1965), Karte 73, und Guggenheim-Grünberg (1973), Karte 46, stellen seine Verbreitung und Lautvarianten kartographisch dar, Weinberg (1973), S. 111, bucht es in der Bedeutung „Sabbatweißbrot mit geflochtenem Zopf“, Timm (1987), S. 366, findet es ab 1504 bis ins 18. Jahrhundert als birchoss-kuchen belegt und merkt an, dass das deutsche Basiswort im jüngeren Westjiddischen nicht mehr nachzuweisen sei. Sogar im „Kleinen jüdischen Kochbuch“, S. 72, findet sich ein Rezept für Barches.

Für die Sache gibt es im jiddischen Sprachraum allerdings verschiedene Benennungen. Im Raum Frankfurt kommt Tatscher,²⁸ im Nordwestjiddischen kommen Challe,²⁹ Kouletsch³⁰ und Striezel vor.

Auf Grund dieser Beleglage dürfte klar sein, dass das Wort Bärches südwestjiddischen Ursprungs ist. Die Etymologie ist allerdings umstritten. Guggenheim-Grünberg (1973), S. 118, zitiert eine Herleitung von „den für die altdeutsche Göttin Berchta geflochtenen Weißbroten“, Weinberg (1973), S. 111, denkt an frz. brioche. In der Mehrzahl und wohl auch zutreffend wird aber die hebräische Wortform birkath „gesegnet sei“ als Etymon angeführt. Hiermit beginnen mehrere Berachoth, d. h. Segenssprüche, die mit dem Verzehr von Brot verbunden sind, z. B. „Gesegnet sei der Name dessen, der reich macht...“, einer Formel, die häufig auf Brotmessern eingraviert war oder „Gesegnet sei, der hervorbringt...“, der Beginn des Segens über das Brot.

Unter den befragten Mundartsprechern aus Mittelfranken kannten etwa noch ein Viertel Wort und Sache. Ganz eindeutig zeigt Karte 1 (s. Anhang), dass das Wort vor allem dort noch bekannt ist, wo es früher

²⁷ König (1996), S. 180.

²⁸ Das Wort wird hergeleitet von frz. tarte mit westmitteldeutschem Diminutiv -che(n) oder von hochdeutsch Datsch, Dotsch „Pfannengebäck“.

²⁹ < hebr. challa „Hebeopfer“.

³⁰ < polnisch kolacz „Kuchen“.

jüdische Landgemeinden gab (schwarze Kreise), während dort, wo keine Juden gelebt hatten, auch Bärches kein Begriff ist (Fragezeichen ohne Kreis).

Seltener sind die umgekehrten Fälle, nämlich „Wort unbekannt, obwohl ehemals jüdische Bevölkerung im Ort“ (Fragezeichen im Kreis) und „Wort bekannt, obwohl früher keine Juden im Ort lebten“ (Quadrate).

Die Gewährsleute in den mit schwarzem Kreis markierten Orten erinnerten sich häufig noch an kulturgeschichtliche Details. Eine ehemalige Bäckerin aus Baiersdorf im Norden Mittelfrankens merkte an: „Für die Juden haben wir das am Samstag, für die Christen am Sonntag gebacken“, eine Hausfrau und Bäuerin aus Hüttenbach nordöstlich von Nürnberg: „Die mache ich heute noch, aber etwas anders als die Juden. Bei uns ist es ein einfacher Mohnzopf, bei den Juden kam noch ein kleiner Zopf oben drauf.“

Auch in den mit Quadrat gekennzeichneten Orten wurden oft zusätzliche Details angegeben. So präziserte der Gewährsmann aus Morlitzwinden: „Die gibt es auf Beerdigungen, man sagt auch Leichweck dazu“. Eine Gewährsfrau aus Breitenau erinnerte sich: „Mein Vater war Bäcker, der hat solche Brötchen noch gemacht. Sie waren mit Mohn bestreut. Es gab sie zu Taufen, Konfirmationen und Beerdigungen. Mit Juden hat das nichts zu tun.“

Bezüglich der Geographie lässt sich eine West-Ost-Gliederung des Untersuchungsgebiets feststellen. Im Osten ist, wenn überhaupt, das Wort nur in den ehemaligen „Judendörfern“ bekannt und dort werden Wort und Sache meist mit Erinnerungen an die früheren jüdischen Nachbarn in Verbindung gebracht. Im Westen dagegen ist Bärches öfter auch dort ein Begriff, wo früher keine Juden lebten. Das Gebäck wurde dort nur zu besonderen Anlässen, insbesondere anlässlich von Familienfeiern hergestellt. Vermutlich hängt diese Entwicklung einerseits mit der größeren Zahl von jüdischen Landgemeinden in Westmittelfranken, andererseits auch mit einem intensiveren und freundschaftlicheren Kontakt der jüdischen und christlichen Bevölkerungsgruppen zusammen. Aus Schopfloch ist z. B. überliefert, dass auch die Christen manche hohen jüdischen Feiertage, wie insbesondere Simchath-Tora, das Fest der Gesetzesfreude, gemeinsam mit den Juden begingen.

Vereinfachend kann gesagt werden, dass Bärches im östlichen Mittelfranken ein Fremdwort, im Westen dagegen ein mundartliches Lehnwort ist. Diese Vermutung wird gestützt durch die Existenz von mundartlichen Wortbildungen zur Basis Bärches, wie Bärchesweckelein oder Bärcheslein

„kleine, geflochtene Mohnsemmel im Gegensatz zu Bärches, der größeren Variante“.

9. Kuchem

Eine andere Art der Integration eines hebräischen Lehnworts zeigt die Geographie der Semantik des Substantivs Kuchem.

Das Wort geht zurück auf hebräisch *chacham*, das sowohl als Adjektiv „klug“ als auch als Substantiv „kluger Mensch“ verwendet werden kann. Den beiden jüdischen Gewährsleuten bei der Direkterhebung war es als Substantiv mit der Lautung [xɔ:xem] , dem jüdischen Gewährsmann aus Schopfloch darüber hinaus auch mit der Lautung [xu:xem] bekannt. Die letztere dürfte noch der im historischen westjiddischen Dialekt entsprechen.³¹

Die Gewährsleute für die Basismundart sprachen Substantiv und Verb als [khu:xum] oder [khu:xem] .

Beide jüdischen Gewährsmänner nannten als Kontextbeispiel spontan eine Redensart: Er ist der Chochem von der Manischtanne. Dies bedeute so viel wie: „er hat den Nagel auf den Kopf getroffen“ oder auch „er ist hier der größte Schlauberger“, was den so bezeichneten gelinde als neunmal-klug zurechtweist. Die Herkunft der Redensart war beiden Gewährsmännern transparent.

Sie spielt an auf die Familienfeier, die traditionsgemäß am Seder-Abend, dem Vorabend des Pesach-Festes abgehalten wird. Seder bedeutet „Ordnung“ – der Abend verläuft nach einem festgelegten Ritual, das in der Pesach-Haggada, einer aramäischsprachigen Erzählung, schriftlich festgehalten ist. Teil der Seder-Feierlichkeit ist die sog. Manischtanne. Dies ist eine Art Rollenspiel, im Verlauf dessen der jüngste Sohn dem Familienvater vier Fragen stellt. Der Sohn schlüpft dabei in vier verschiedene Rollen. Vier „Personen“ stellen die Fragen: „Der, der nicht zu fragen versteht“, „der Einfältige“, „der Böse“ und „der Kluge“. Die Frage des Klugen (*chacham*) lautet: *Ma nischtana halaila haze mikol haleloth?* „was unterscheidet diese Nacht von allen Nächten?“. Nun kann der Vater beginnen, die biblische Geschichte vom Auszug aus Ägypten zu erzählen.

Dem Chochem oder Chuchem haftet somit etwas Musterschülerhaftes an, worin vielleicht der Keim der Pejorisierung liegt, der das Wort vor al-

³¹ Nathan (1905), S. 50: „Chuchem“.

lem in der Mundart unterliegt. Vielleicht hat diese aber auch andere Gründe.

Karte 2 im Anhang zeigt Verbreitung und Bedeutung des Mundartwortes Kuchem. Die Belege häufen sich im Süden des Untersuchungsgebiets, insbesondere östlich von Schopfloch, wo es (vgl. Karte 1) nur wenige jüdische Gemeinden gab. Im Nordosten Mittelfrankens gibt es nur dort Belege, wo früher auch Juden ansässig waren, jedoch nicht einmal überall: in Adelsdorf, Baiersdorf und Fürth war Kuchem unbekannt. Im südlichen Verbreitungsgebiet des Wortes ist geographisch eine halbkreisförmige Abstufung der Semantik zu beobachten.

In der Nähe von Schopfloch herrscht die positive Bedeutung „kluger Mensch“ vor, auf der Karte dargestellt durch hohle Quadrate (Mönchsroth, Gerolfingen, Bechhofen, Dennenlohe, Westheim, Meinheim).

In größerer Entfernung vom Kontaktzentrum zeichnet sich zum einen eine immer stärkere Pejorisation ab: in Lotterhof (grauer Kreis) und in Kleinried charakterisiert man den Kuchem als „schlauen“, in Ehingen (schwarzes Quadrat) als „besserwiserischen“ Menschen. Der Ehinger Gewährsmann, von Beruf Tischler, erläuterte: „Mein Nachbar ist ein Kuchem. Der will mir sogar in mein Handwerk reinreden.“

Ebenfalls durch schwarze Quadrate werden Belege für eine noch weiter gehende Pejorisation angezeigt: In Hürbel, Absberg, Georgensgmünd, Hechlingen und Langenaltheim kannte man zwar das Wort Kuchem, nannte als Bedeutung nur „schlechter, böser Mensch“. Außerdem kommen in der Randzone auch nahezu antonymische Verwendungen vor wie „leichtsinniger Mensch“ (schwarzes Dreieck) oder „gutmütiger Mensch“ (hohles Dreieck).

Die starken Pejorisationen ohne das Merkmal „klug“ und die antonymischen Verwendungen haben sicherlich mit der abnehmenden Geläufigkeit des Worts außerhalb des Gebiets mit dem intensiven Kontakt zu den Jiddisch-Sprechern zu tun. Die Komponenten „schlau“ oder „besserwiserisch“ könnten dagegen noch, wie oben geschildert, mit der bereits vorhandenen leichten Pejorisation in der Quellsprache zu tun haben.

Insgesamt kann man Kuchem als ein, wenn auch aussterbendes, mundartliches Lehnwort ansprechen, das weit weniger als der von der Bedeutung her konkretere Begriff Bärches an den nachbarlichen Kontakt der Sprecher des Jiddischen und der Mundarten gebunden ist. Es besitzt im Süden Mittelfrankens noch ein geschlossenes Verbreitungsgebiet, ist aber an dessen Rändern von semantischer Verflachung bedroht.

10. Zusammenfassung

Überreste des Jiddischen sind im Untersuchungsgebiet Mittelfranken nicht nur in sondersprachlichen Nischen, sondern auch in den Basismundarten des Untersuchungsgebiets anzutreffen. Sie erlauben durch ihre Lautung Rückschlüsse auf frühere sprachliche Zustände der Quellsprache und durch ihre Semantik Rückschlüsse auf historische kulturelle und soziale Verhältnisse. Beides ist anhand schriftlicher Quellen kaum möglich, da diese gerade auf dem flachen Land, wo jahrhundertlang der direkte Kontakt zwischen Juden und Christen am intensivsten war, nicht vorliegen. Eine systematische sprachliche Analyse der aus der Zeit um 1830 aus dem Untersuchungsgebiet vorliegenden Texte, die Denkmäler für das gesprochene historische Westjiddische sind, könnte diese Lücke zumindest regional zu schließen helfen.

Verzeichnis der zitierten Literatur

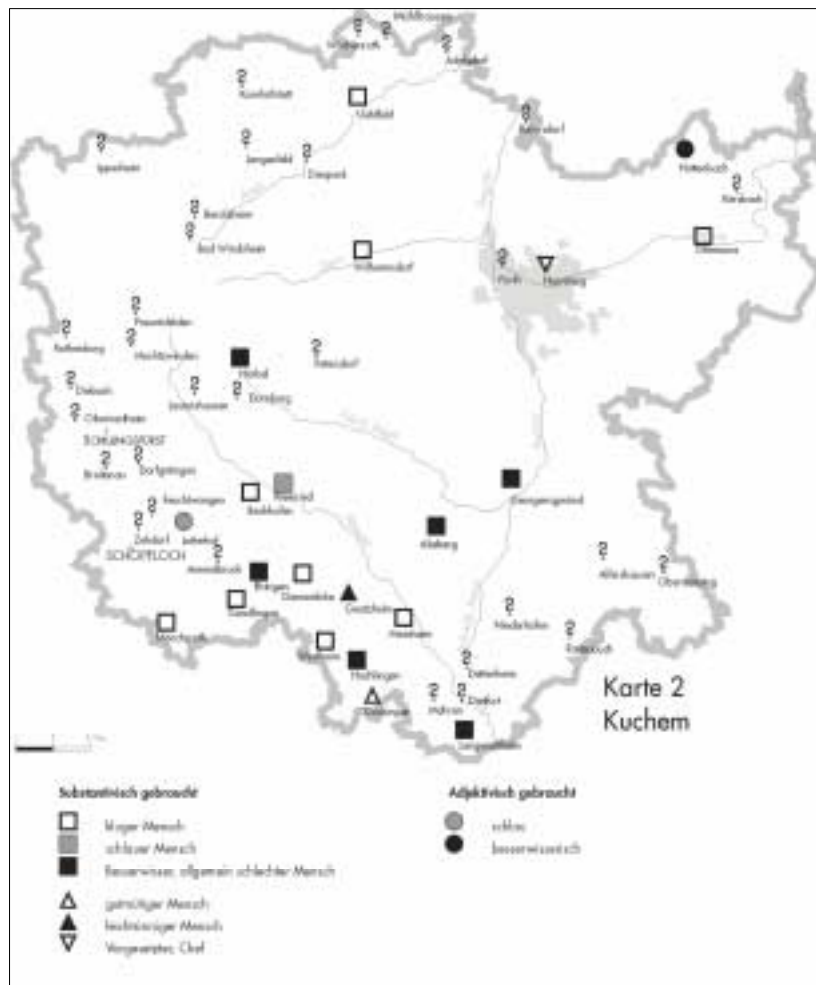
- Althaus, Hans Peter (1964): Jüdisch-Hessische Sprachbeziehungen. In: Zeitschrift für Mundartforschung 30 (1963/64), S. 104–156.
- Arnold, Hermann (1962): Rotwelsch sprechende Bevölkerungsgruppen im Raume Rothenburg o.T. – Crailsheim. In: Hessische Blätter für Volkskunde 53.
- Bayerisches Wörterbuch (2001). BWB. Heft 7. Bank – Partisane. (= Bayerisch-Österreichisches Wörterbuch II. Bayern). München.
- Beraneck, Franz J. (1961): Die fränkische Landschaft des Jiddischen. In: Jahrbuch für Fränkische Landesforschung 21 (= Festschrift Ernst Schwarz II), S. 267–303.
- Beraneck, Franz J. (1965): Westjiddischer Sprachatlas. Marburg.
- Berthold, Eugen (1975): „Dei hulli alli o!“ oder: Der Fürther Jodler. Ein amüsanter Wörterbuch der Fürther Mundart. Fürth.
- Burkhard, Hugo (1969): Der Bimberle – Bamberle – Bomberle. Erinnerungen an eine Kehille. Viel Wahres – Anekdoten/Schnurren – Schmonzes/und etwas zum Nachdenken. Eine Dokumentarbetrachtung. Nürnberg.
- Endres, Rudolf (1978): Geschichte der jüdischen Gemeinde Nürnberg – Fürth im 19. und 20. Jahrhundert. In: Frankenland. Sondernummer 1978 „Jüdische Gemeinden in Franken 1100 bis 1975“, S. 23–31.
- Fuchs, Stefanie (1996): Schillingsfürster Jenisch – Eine empirische Untersuchung unter Berücksichtigung der historischen und soziologischen Entwicklung des Rotwelschen. Zulasungsarbeit (Computerausdruck). Erlangen.
- Guggenheim-Grünberg, Florence (1973): Jiddisch auf alemannischem Sprachgebiet. 56 Karten zur Sprach- und Sachgeographie. Zürich (= Beiträge zur Geschichte und Volkskunde der Juden in der Schweiz 10).
- Halle-Wolfssohn, Aaron (1995): Leichtsinn und Frömmel. Ein Familiengemälde in drei Aufzügen. Transkribierter Neudruck der in hebräischen Lettern gesetzten Ausgabe Breslau 1796. Mit einem Nachwort herausgegeben von Gunnar Och und Jutta Strauß. St. Ingbert (= Kleines Archiv des achtzehnten Jahrhunderts 22).

- Herz, Joseph (1828): *Esther oder die belohnte Tugend. Eine Posse in vier Abschnitten in jüdisch-deutscher Mundart.* Fürth.
- Katz, Dovid (1986): *Josef Herzens Esther. Zentral-Westjiddisch in Fürth.* (Aus dem Jiddischen übersetzt von H. Süß). In: *Nachrichten für den jüdischen Bürger Fürths* 1986, S. 24–27.
- Kilian, Ludwig (1995): *...und das Leben geht weiter. Jugenderinnerungen eines fränkischen Bauern 1925–1950.* Uffenheim.
- Kleines Jüdisches Kochbuch für die Jüdische Küche. Bearbeitet vom Israelitischen Frauenverein Düsseldorf der Jüdischen Haushaltungsschule Frankfurt am Main und der Jüdischen Kochschule Berlin. Düsseldorf o.J. Reprint Tel Aviv o.J. [Sinai-Verlag und Doronia-Verlag Stuttgart].
- Klepsch, Alfred (2004): *Westjiddisches Wörterbuch.* Auf der Basis dialektologischer Erhebungen in Mittelfranken. Tübingen.
- Kluge, Friedrich (1901): *Rotwelsch. Quellen und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen. I. Rotwelsches Quellenbuch.* Straßburg.
- Kluge, Friedrich (1989): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache.* 22. Auflage unter Mithilfe von Max Bürgisser und Bernd Gregor völlig neu bearbeitet von Elmar Seebold. Berlin, New York [Zitiert als Kluge/Seebold].
- Knaus, Edith (1955): *Schillingsfürster Rotwelsch.* Diss. masch. Erlangen.
- König, Werner (1996): *Zur Sprache der Juden in Ichenhausen. Ein Beitrag zur Rekonstruktion des Jiddischen in Ichenhausen sowie seiner ehemaligen Funktion in der deutschen dialektalen Alltagssprache.* In: *Sprachgeschichtliche Untersuchungen zum älteren und neueren Deutsch. Festschrift für Hans Wellmann zum 60. Geburtstag.* Hrsg. von Werner König und Lorelies Ortner. Heidelberg, S. 175–190.
- Lowenstein, Steven (1973–1975): *Di sheyres hapleyte fun yidish in franken.* In: *Yidishe sprach* 32 (1973), S. 24–33; 33 (1974), S. 37–45; 34, (1975), S. 37–43.
- Lühr, Rosemarie (1996): *Zum Sprachnamen Rotwelsch.* In: *Siewert 1996*, S. 15–31.
- Maas, Herbert (1978): *Wou die Hasen Hoosn und die Hosen Huosn haaßn.* Dritte, überarbeitete und ergänzte Auflage. Nürnberg.
- Matras, Yaron (1989): *„Lekoudesch“: Integration jiddischer Wörter in die Mundart von Rellingen bei Horb. Mit vergleichbarem Material aus Buttenhausen und Münsingen.* Hamburg (= *Arbeiten zur Mehrsprachigkeit* 33/1989).
- Matras, Yaron (1993): *Zur Rekonstruktion des jüdischdeutschen Wortschatzes in den Mundarten ehemaliger „Judendörfer“ in Südwestdeutschland.* In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, LVIII. Jahrgang, Heft 3, S. 267–293.
- Matras, Yaron (1996): *Sondersprachliche Hebraismen: Zum semantischen Wandel in der hebräischen Komponente der südwestdeutschen Viehhändlersprache.* In: *Siewert 1996*, S. 43–58.
- Meisinger, Othmar (1902): *Lothekölsch. Ein Beitrag zur Kenntnis der fränkischen Händlersprache.* In: *Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten* III, S. 121–127.
- Nathan, Alfred (1905): *Chalomes – Klane Scherzlich.* Fürth.
- Nierhaus-Knaus, Edith (1973): *Geheimsprache in Franken – Das Schillingsfürster Jenisch.* Rothenburg o.d. Tauber.
- Ortschaften-Verzeichnis für den Freistaat Bayern, nach der Volkszählung vom 16. Juni 1925 und dem Gebietsstand vom 1. Januar 1928 (= *Beiträge zur Statistik Bayerns*, Heft 109), hrsg. vom Bayerischen Statistischen Landesamt. München.
- Philipp, Karl (1980): *Geschichte des Marktes Schopfloch.* Schopfloch.

- Philipp, Karl (1983): Lachoudisch. Geheimsprache Schopflochs. 3. Auflage, Dinkelsbühl.
- Schubart, Gertrud (1973): Untern Rätlestuere. Rothenburger Wörterbuch. Kirchberg/Jagst.
- Siewert, Klaus (1996): Rotwelsch-Dialekte. Symposium Münster 10. bis 12. März 1995. (= Sondersprachenforschung 1). Wiesbaden.
- Sprachatlas von Mittelfranken (2003): Band 1. Einführung. Von Alfred Klepsch unter Mitarbeit von S. Reichel, S. Arzberger, T. Heyse, A. Mang, H. H. Munske, K. Rädle, S. Rigolli, G. Rost, C. Rudisch und C. Schlichte. Heidelberg.
- „Stern, Itzig Feitel“ (1938): Das Schabbes-Gärtle fer unnere Lait. Chittische Meloche vun Itzig Feitel Stern. Eppes ä Rorität Geblumes fern Brautschmuck. 7. Auflage. Nachdruck der 4. Auflage des Schabbes-Gärtle. Neustadt a.d. Aisch.
- Tendlau, Abraham (1998): Jüdische Sprichwörter und Redensarten. Als Beitrag zur Volkssprach- und Sprichwörter-Kunde. Aufgezeichnet aus dem Munde des Volkes und nach dem Sinn und Wort erläutert. Lizenzausgabe für Parkland Verlag, Köln.
- Timm, Erika (1987): Graphische und phonische Struktur des Westjiddischen unter besonderer Berücksichtigung der Zeit um 1600. Tübingen (= Hermea. Germanistische Forschungen, Neue Folge Band 52).
- Weinberg, Werner (1973): Die Reste des Jüdischdeutschen. Zweite, erweiterte Auflage. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz (= Studia Delitzschiana Band 12).
- Weinberg, Werner (1994): Lexikon zum religiösen Wortschatz und Brauchtum der deutschen Juden. Hrsg. von Walter Röhl. Stuttgart.
- Weinreich, Max (1980): History of the Yiddish Language. Chicago, London.
- Werner, Otmar (1964): Das Suffix -es/-as in den ostfränkischen Mundarten. Zur Bedeutung von dia- und synchronischer Betrachtungsweise in der Wortbildungslehre. In: Zeitschrift für Mundartforschung 30 (1963/64), S. 227–274.
- Wolf, Siegmund A. (1956): Wörterbuch des Rotwelschen. Deutsche Gaunersprache. Mannheim.



Karte 1: Barches



Karte 2: Kuchem

